Am Verlobungstage.

Kriminal-Roman von Auguste Groner.

(3. Fortsetzung.)

Auch sie hatten keinen Erfolg.

Räthselhafterweise war von König im ganzen Hause keine Spur zu finden.

Aber er konnte sich ja ins Freie geschleppt haben. Die Herren verließen die Villa, um im Garten zu suchen.

Wenn jemand von der Straße aus herübergeschaut hätte, wäre er sicherlich zur Annahme gekommen, daß in der hübschen kleinen Villa ein Fest gefeiert werde, eines jener intimen Feste, deren passendster Schauplatz solche kleine, vornehme, hinter Bäumen halb versteckte Landhäuser sind. War doch jeder Raum der Villa erleuchtet, und Bewegung gab es daselbst auch genug.

Der Kommissar hatte nämlich den ihn begleitenden Wachmann geheißen, die vorhandenen Lampen anzuzünden und sie in den verschiedenen Räumen zu vertheilen.

Aber gar zu unheimlich still war es in all den jetzt verlassenen Räumen.

Der Kommissar und die beiden Aerzte suchten mit ihrer Begleitung jeden Winkel des Vorgartens und des nicht sehr ausgedehnten Gartentheiles ab, der sich hinter dem Hause erstreckte — sie fanden König nicht. Sie gingen auch auf die Straße hinaus, um dort ihr Suchen fortzusetzen. Es war nämlich auf der einen Seite ein Graben, der sich am Rande der Vorgärten hinzog und der tief genug war, einen Hineingeworfenen oder Hineingefallenen zu verbergen. Dieser Graben zog sich auch an dem Vorgarten hin, hinter welchem das Heim Königs lag.

Man durchsuchte diese Bodenfurche. Umsonst!

„Vielleicht läuft das Ganze auf eine Mystifikation hinaus," sagte der Kommissar, als er mit den Herren in das Haus zurückkehrte.

Josephi zuckte die Achseln.

Man wandte sich jetzt wieder zum Vorzimmer. Die brennende Lampe stand auf einem kleinen Tische ganz in der Nähe des Telephons.

Des Kommissars Augen hafteten auf dem umgeworfenen Stuhl. „Der lag so da, als Sie kamen?" fragte er Josephi.

„Genau so," war die Antwort, dann zeigte der Arzt, der rasch zum Telephon hinging, auf die weißliche Tapete. „Es scheint doch keine Mystifikation zu sein," fuhr er fort. „Hier und auch dort drinnen im Schlafzimmer ist Blut."

Der etwas kurzsichtige Kommissar trat nun auch rasch an die Wand heran und besah sich den kleinen rothen Flecken, welcher sich auf der Tapete zeigte. Dann nahm er die Lampe vom Tischchen und leuchtete noch näher hin.

„Auch auf der einen Hörmuschel befindet sich Blut", bemerkte er, „auf der rechtsseitigen Hörmuschel."

„Welcher Umstand dem seltsamen Bericht, den Sie, Herr Kollege, erhielten, durchaus entspricht," setzte der Polizeiarzt, sich an Josephi wendend, hinzu.

Dieser that einen tiefen Athemzug. Es war ihm unsagbar peinlich, von dem ihm so lieben Menschn so sehnsüchtig gerufen worden und zu spät gekommen zu sein.

Nach all den Eindrücken, welche er hier erhalten hatte, zweifelte er nämlich nicht im mindesten mehr daran, daß wirklich hier ein Verbrechen vorlag, das wahrscheinlich zu Beginn ein ganz gewöhnlicher Einbruch hatte sein sollen und das durch Königs Dazwischenkunft zu einem Mord geworden war.

Auch für den Kommissar gewann diese Anschauung immer mehr Wahrscheinlichkeit, nachdem er das eingedrückte Fenster, den zum Theil hervorgezerrten und umhergeworfenen Inhalt des Schreibtisches, das Waschbecken mit dem blutigen Wasser und den erbrochenen Kasten gesehen hatte.

Das zerwühlte Bett war freilich nicht zu erklären. Darin gelegen hatte in dieser Nacht noch niemand, das war sicher. Denn wäre dessen Inhaber im Schlafe oder auch nur im liegenden Zustande von dem Einbrecher oder den Einbrechern überrascht worden, so hätten diese doch, wenn sie es für nöthig fanden, ihn selber wegzuschaffen, kaum auch alle die von ihm abgelegten Kleider und sonstigen Toilettenstücke so peinlich genau hinweggeschafft, daß nichts, aber auch gar nichts davon vergessen worden wäre.

Männer, besonders wenn es Junggesellen sind, pflegen doch meist ziemlich genial beim Auskleiden zu verfahren. Es war also anzunehmen, daß irgendwo eines von den vielen Stücken, die beim Schlafengehen jeder ablegt, zurückgeblieben wäre, falls König im Bette überfallen worden war. Aber nichts, gar nichts deutete darauf hin, daß er zur Zeit des Ueberfalles entkleidet und schon zu Bette gewesen war.

„Ich habe keinen Ueberrock und auch keinen Hut draußen gesehen," sagte der Kommissar. „Sollten die, welche hier waren, auch diese Dinge mitgenommen haben? Oder sollte König, der, wie wir annehmen müssen, schwer verwundete Mann, falls er sich selber von hier entfernen konnte, noch daran gedacht haben, Rock und Hut zu nehmen?"

Der Schreiber war bei seines Vorgesetzten ersten Worten in das Vorzimmer hinausgegangen. Er kam jetzt zurück.

„Es ist weder im Nebenzimmer noch auch im Vorraum ein Hut oder ein Ueberrock, aber —"

Da schauten alle zur Thür. Eine alte Frau stand auf der Schwelle. Sie sah ganz verwirrt aus.

„Wer sind Sie?" fragte der Kommissar.

„Ich bin die Bedienerin des Herrn König", war d.. zaghafte Antwort.

„Was wollen Sie denn jetzt mitten in der Nacht hier?" examinirte, auf sie zutretend, der Polizeibeamte weiter.

„Ich bin so in Sorge gewesen", stotterte die Alte und wischte sich die Augen.

„Sie wohnen in der Nähe?" fragte der Kommissar.

„Drei Häuser weiter unten an der Ecke.

„In Sorge sind Sie gewesen? Ja warum denn?"

„Ich hab' den Rettungswagen fahren g'seh'n. Mein Fenster geht auf d' Gass'n heraus, und schlafen kann ich ja nimmer viel. Hab' zuerst g'meint, der Herr Doktor fahrt z' Haus — aber daß das kein Fiaker ist, das hab' ich bald g'wußt. Aber — ich bitt', meine Herr'n — warum sind denn Sie da?"

Aengstlich, hastig hatte die Alte geredet. Ihre letzte Frage stieß sie in voller Angst heraus.

Aber sie erhielt keine Antwort darauf. „Kommt der Herr Doktor immer zu Wagen nach Hause?" fragte der Kommissar.

„Net immer, aber manchmal und heut schon g'wiß. Er is ja von seiner Verlobung kommen."

„So! Also heute hat er Verlobung gefeiert. Aber warum sagen Sie denn, daß er gekommen ist?"

„Ich hab' ja schon lang Licht da herüb'n g'seh'n."

„So! Man kann also von Ihrem Fenster aus diese Villa sehen?"

„Net das ganze Haus, aber grad das Eck da." Sie wies auf die beiden Zimmer, zwischen denen sie sich befand. Sie hatte sehr bescheiden, ja in demüthiger Weise geredet und war so eingeschüchtert, wie es viele Leute sind, wenn sie sich der Polizei gegenüber sehen.

Aber ihre Angst war doch noch größer als ihre Schüchternheit. Die Hände faltend, trat sie plötzlich ganz dicht an den Kommissar heran und rief fast gereizt aus: „Jetzt aber, Herr Kommissar, lassen S' mich zum gnädigen Herrn!"

Und die Thür zurückschiebend, die ihr den Einblick in das Schlafzimmer verwehrte, drängte sie sich in dasselbe.

Einige Sekunden lang durchsuchte sie den hübschen Raum mit ihren alten Augen, dann stammelte sie: „Aber der Herr Doktor ist ja gar net da!"

„Nein, er ist nicht da", sagte der Polizeibeamte ernst.

„Und — und warum sind denn —" Die Alte redete nicht weiter. Sie war bleich geworden und wich — Grauen in den welken Zügen — langsam vor den Männern zurück.

„Warum wir da sind? Wir von der Polizei und der Herr Doktor von der Rettungsgesellschaft? Nicht wahr, Frauerl, das habn Sie fragen wollen", antwortete der Beamte, die Zitternde freundlich zu dem nächsten Sessel führend, „ja, da müßte ich Ihnen viel erzählen!"

„Herr Gott! So is 'm Herrn Dokotr g'wiß was g'scheh'n!" schrie das Weib auf.

„Wir wissen noch gar nichts", beruhigte sie der Beamte, „also denken Sie einstweilen auch nicht an das Schlimmste. Aber sagen können Sie uns verschiedenes, das den Fall vielleicht aufklären helfen kann."

„Da ist ja ein'broch'n word'n!" jammerte die Alte, die erst jetzt die an ihrem Rande zersplitterte Kastenthür bemerkt hatte.

„Wissen Sie, was in diesem Kasten ist?"

„Wäsch' und was sonst zum Anzieh'n g'hört."

„Auch Krawatten und Krawattennadeln und Manschettenknöpfe — nicht?"

„Ja, ja, das auch. Der Herr Doktor hat schöne Sach'n."

„Kennen Sie die einzelnen Stücke?"

„Ich glaub' wohl, daß ich alles kenn'. Hab' ja oft selber aus dem Kast'n herausgeb'n, was der Herr Doktor 'braucht hat."

„Also, was war denn an Schmucksachen darin?" fragte, die Kastenthür zurückschlagend, der Beamte. Man sah sofort, daß eilige Hände den Inhalt des Schrankes durchwühlt hatten.

„Alles — war — in einer Ledertassett'n", stammelte, entsetzt auf den Wirrwarr starrend, die alte Frau.

„Nun, die Kassette ist ja da", entgegnete der Kommissar, das genannte Stück, dessen Ecke unter etlichen zerknüllten Sacktüchern sichtbar war, hervorziehend. „Aber freilich ist sie geleert, wenigstens nahezu geleert", fuhr er fort und zeigte die geöffnete Kassette, in deren einer Ecke zwei Ringe, eine Krawattennadel, eine kurze Uhrkette und ein im Lampenlicht aufblitzender Manschettenknopf lagen.

„O je! Da war viel mehr drin", jammerte die Alte.

Der Polizeiarzt bemerkte verwundert: „Warum nur die Kerle nicht gleich die ganze Kassette genommen haben?"

Der Beamte zuckte die Achseln. „Hier gibt es ein viel größeres Räthsel", sagte er, während er die Kassette wieder in den Schrank stellte, wobei er sich, dem Schreiber einen Wink gebend, wieder an die Alte wandte: „Was also war denn noch in der Kassette?"

„Eine schwere, lange goldene Uhrkett'n mit einem lila Petschaft."

„War das aus einem durchsichtigen Stein?"

„Ja, und ganz altväterlich war's. Ein' stehenden Bären hat's vorgestellt."

„Weiter, Frauerl!"

„Es war auch ein Armband von Silber da", fuhr die Alte ein wenig verlegen fort. „Der Herr Doktor hat's einmal trag'n, wie er noch sehr jung g'wes'n ist." Und als ob sie rasch über diesen zarten Punkt hinwegkommen wolle, fuhr sie eilig fort: „Und in einem kleinen, rothseidenen Polster sind —ich weiß es g'wiß — sieben Krawattennadeln g'steckt."

„Fehlen also sechs", bemerkte der Kommissar. „War ein auffallendes Stück unter den fehlenden Nadeln?"

„Eine war ein Mohrenkopf, und eine war eine rothe Schlange."

„Na, gut i's, Frauerl", sagte freundlich der Beamte. „Jetzt schauen Sie einmal in den Kleiderkasten hinein, ob da auch etwas fehlt."

Die Frau that, wie ihr geheißen worden war. Sie gab an, daß außer dem Salonanzug, den der Doktor angezogen, noch sein lichter, kurzer Pelzrock fehle.

Darauf meinte der Beamte: „Morgen früh werden Sie uns über diese Sachen noch mehr sagen. Für jetzt möcht' ich nur wissen, um welche Zeit etwa Sie Licht in dieser Villa gesehen haben."

Die Frau dachte ein Weilchen nach. „Es muß nach Elf g'wesen sein", gab sie an, setzte jedoch sogleich hinzu, „aber g'wiß weiß ich's freilich net. Es sind halt noch Wagen und Radler g'fahr'n und noch Leut auf der Gass'n 'gangen — drum hab' ich mich ja so g'wundert, daß der Herr Doktor schon z' Haus ist. Denn so ein Fest dauert ja g'wöhnlich lang, und von Hietzing herein fahrt ma doch auch a gute Zeit."

„Also in Hietzing war er?"

„Ja, beim Herrn v. Mühlheim."

„Soll dieser Herr sein Schwiegervater werden? "

„Ja. Die Fräul'n Braut heißt Lena."

„Schön", sagte verstohlen schmunzelnd über diese echt weibliche Abschweifung der Kommissar. „Nothwendiger aber sollte ich Herrn v. Mühlheims Adresse wissen."

Die Frau konnte ihm auch diese nennen. Der Schreiber notirte sie auf einen Wink seines Vorgesetzten, der zur Alten freundlich sagte: „Ich meine, Sie sollten jetzt nach Hause gehen, gute Frau. Sagen Sie uns nur noch, wie Sie heißen."

„Marie Winter."

Sie hatte sich erhoben und zog fröstelnd ihr Umhängetuch fester um die Schultern.

„Und über den gnädg'n Herrn können S' mir wirklich nichts sag'n?" fragte sie ängstlich und doch auch zugleich erleichtert.

Der Beamte schüttelte den Kopf. „Wirklich nichts." Damit begleitete er sie aus dem Zimmer. Bis zum Korridor ging er mit ihr. Es geschah nicht aus purer Achtung vor ihrem, wenigstens scheinbar ehrwürdigen Alter — er gab auch dem draußen harrenden Wachmann einen Wink mit den Augen, während er sagte: „Begleiten Sie die Frau. Sie wohnt gleich drüben an der Ecke."

„Die ist wohl kaum mit im Spiel", meinte der Polizeiarzt.

Doktor Josephi griff nach seinem Hut und sagte: „Ich bin hier auch überflüssig. — Gute Nacht, meine Herren!"

Einige Minuten später fuhr der Rettungswagen, der heute zu niemandes Nutzen ausgefahren war, wieder heim, und eine halbe Stunde später lag die Villa wieder in tiefster Finsterniß da. Nur daß jetzt sämmtliche Thüren und auch das Fenster, durch welches man eingestiegen, verschlossen waren, und zwei Wachleute regungslos im tiefen Schatten der alten Föhre standen, die unweit der Villa ihre weitausladenden Aeste bis über die Straße breitete.

Die Nacht war sehr unfreundlich geworden.

Das tiefziehende Gewölk sandte einen dichten Sprühregen herunter, den ein kalter Wind noch unangenehmer machte.

Es war eine Nacht, in der noch recht viel Häßliches hätte geschehen können, aber in der stillen Straße da draußen in Döbling ereignete sich nichts mehr — nichts, daß das Räthselhafte des daselbst Vorgegangenen noch verdichtet hätte, aber auch nichts, das es aufklärte.

4. Kapitel.

Es ist gegen drei Uhr Morgens. Das Wetter hat sich nicht gebessert; noch immer regnet es, und noch immer peitscht der Märzsturm den Regen.

Lena v. Mühlheim, welche keinen Schlaf finden kann, lauscht auf das Toben der Natur, das ihr heute merkwürdig auf die Nerven geht.

Da rollt ein Wagen durch die sonst um diese Zeit so stillen Straßen Hietzings. So rasch fahren nur Herrschaftsequipagen oder die Wiener Fiaker.

Lena nimmt also an, daß die Bewohner irgend einer Nachbarvilla von einer Soiree oder einem Balle heimkehren, und es bietet ihr eine willkommene Zerstreuung, darauf zu achten, welchen Weg wohl der Wagen nehmen wird, der so rasch daher kommt. Da er in ihre Straße eingebogen ist, muß er auch am Hause vorüberkommen, ist es doch das erste, welches auf seinem Wege liegt, denn der untere Theil der Straße wird nur von Gärten gebildet.

Der Wagen hat plötzlich angehalten. Warum fährt er denn nicht weiter?

Lena richtet sich im Bette auf und lauscht angestrengt. Eine — zwei Minuten vergehen.

Lena erhebt sich, schlüpft in die Hausschuhe und in den weichen, warmen Schlafrock und tritt zum Fenster. Sie sieht vor dem Gitter einen Wagen stehen. Es ist auch bereits jemand bis zum Thor hergetreten. Er versucht soeben, ob er nicht das Pförtchen öffnen kann, welches sich neben dem großn eisernen Gitterthor befindet. Aber das Pförtchen ist verschlossen. Dem nächtlichen Besucher bleibt nichts übrig, als zu läuten, wenn er in die Villa kommen will. Er drückt denn auch auf den neben dem Pförtchen angebrachten Taster.

Ganz sachte hat er es gethan. Er will also, daß nicht jeder im Hause ihn höre, und weiß augenscheinlich nicht, daß das Läutewerk in der Dienerstube angebracht ist, und daß das elektrische Klingeln also so wie so nur dort deutlich vernehmbar ist.

Lena strengte ihre Augen an. Sie möchte den Mann erkennen, der da in einem Fiaker kam und der zu so ungewöhnlicher Stunde ins Haus will. Die Dunkelheit ist jedoch noch zu dicht, die Augen der jungen Dame können sie nicht durchdringen.

Die Nacht an und für sich wirkt schon auf nervöse Leute aufregend, das hatte Lena ganz besonders deutlich in eben dieser Nacht an sich erfahren. Jetzt ist ihre Aufregung zur Bangigkeit geworden, zur athembeklemmenden Bangigkeit.

Was kann dieser Fremde hier wollen? Ein Fremder ist es, natürlich ist es ein solcher, oder wenigstens ist es einer, der nicht ins Haus gehört. Was aber hat ein Fremder zu solcher Stunde zu melden — zu bringen? Natürlich nur eine schlechte Nachricht. Zu solcher Zeit bringt man nur schlechte Nachrichten.

Was also ist geschehen?

Das fragt sich das junge Mädchen, und sie denkt dabei — es ist so natürlich — an ihren Verlobten, denkt, wie sie es eigentlich schon den ganzen Abend und die ganze Nacht gethan hat, daran, wie verstimmt er gewesen, wie viele Mühe er sich hatte geben müssen, um wenigstens allen anderen gegenüber das Frohgefühl herauszukehren, das ihn heute naturgemäß hätte erfüllen müssen, und das ja auch thatsächlich in ihm war, das aber von irgend einem peinlichen Eindruck getrübt wurde.

Lenas Beklommenheit war zur quälenden Angst geworden. Sie starrte, die kalten Hände auf ihr laut pochendes Herz gepreßt, noch immer auf den Mann hinunter.

Er war jetzt nicht mehr allein.

Wilhelm, der jüngere der beiden Hausdiener, stand jetzt innerhalb des Gitters und redete mit ihm.

Lena sah noch, wie Wilhelm das Pförtchen öffnete und den Fremden einließ, dann mußte sie sich setzen, denn ihre Knie zitterten. Ihr war, als sei das Unglück ins Haus gekommen.

Nach einer kleinen Weile verließ sie ihr Schlafzimmer und schlich sich in den Wintergarten hinab. Sie konnte annehmen, daß Wilhelm den nächtlichen Besucher in den kleinen Salon führen werde, der an den Wintergarten stieß.

Ihre Annahme war richtig. Eben hatte sie die Thür, durch welche sie eingetreten war, hinter sich zugezogen, als draußen eine Flamme des Gaslüsters entzündet wurde.

„Bitte, warten Sie hier. Ich werden den Herrn Kommerzienrath wecken", sagte der Diener und verließ den Salon.

Lena hatte vorgehabt, mit dem Fremden zu reden, sie besaß jetzt aber weder den Muth noch die Kraft dazu. Hinter einer Palmengruppe auf ein Sopha sinkend, starrte sie mit ängstlichen Augen auf den Herrn, der langsam da draußen hin und her ging. Er trug eine Uniform. Er war ein Polizeibeamter.

Der Kommerzienrath war eingetreten. Er sah noch verschlafen und auch ein wenig aufgeregt aus.

„Womit kann ich dienen?" war seine hastige Frage.

Der andere grüßte stumm und dem Herrn des Hauses einen Stuhl zurechtschiebend und sich selber setzend antwortete er: Mit einer Auskunft, Herr Kommerzienrath. Ich bin der Polizeikommissar Greiner. Ich komme aus meinem Amtsbezirk Döbling, fast direkt aus der Wohnung Doktor Königs, Ihres zukünftigen Schwiegersohnes."

„Was!" Herr v. Mühlheim war jetzt nicht mehr schläfrig.

„Erschrecken Sie nicht vorzeitig, Herr Kommerzienrath", beruhigte ihn der Beamte.

„Also — was ist's mit König?"

„Es wurde in seine Wohnung eingebrochen —"

„Und er — er wurde dabei —" Mühlheim stockte.

„Er ist also Ihrer Meinung nach zu Hause gewesen?" fragte der Kommissar, merklich ernster werdend.

„Das fragen Sie mich?" Mühlheim holte erleichtert Athem. „Also ist ihm nichts geschehen? Nun ja, er ist gegen elf Uhr von hier weggefahren."

„Und konnte somit vor zwölf Uhr in seiner Wohnung sein. Dann stimmt ja alles."

„Was stimmt? Weiß man, daß gerade um zwölf Uhr bei ihm eingebrochen wurde?"

„Das muß man annehmen."

Mühlheim athmete erleichtert auf. „Da kann er noch nicht zu Hause gewesen sein, denn er ist von hier nach seiner Redaktion gefahren."

„Ah! Sie wissen das bestimmt?"

„Bestimmt! Er sagte wenigstens, daß er es thun werde."

„Scheint es aber doch nicht gethan zu haben," sagte der andere langsam.

„Woraus schließen Sie das?"

„Bald nach 12 Uhr wurde die Rettungsgesellschaft von ihm angerufen, und zwar von seiner Wohnung aus."

„Die Rettungsgesellschaft —" wiederholte, die Fassung verlierend, der Kommerzienrath. „Weshalb denn?"

„Er telephonirte wörtlich: „Einbrecher, angefallen, verwundet, schnell —". Der Krankenwagen und ich mit meinen Leuten trafen, es war keine halbe Stunde später, in Königs Wohnung ein, fanden unzweifelhafte Beweise eines Einbruchs und ein blutiges Schallrohr beim Telephon — aber König fanden wir nicht. — Aber was war das?" Mit dieser Frage unterbrach der Beamte seine rasche Schilderung und stand auf.

Im Nebenraum war irgend ein Gegenstand zu Boden gefallen und zerbrochen.

Auch Herr v. Mühlheim hatte sich erhoben. Mit zitternden Händen langte er nach einem der Leuchter, die auf dem Kaminsimse standen.

Greiner aber mußte die Kerze anzünden, und er war der erste, welcher die halb offenstehende Glasthür des Wintergartens aufstieß und den weiten Raum betrat.

Hinter einer Palmengruppe neben einem zersplitterten Blumentopf schimmerte etwas Weißes.

Eine Minute später hielt Herr v. Mühlheim die ohnmächtige Lena im Arm.

„Meine Tochter, Königs Braut —" sagte er mit bleichen Lippen.

Nachdem man das unglückliche Mädchen in ihr Zimmer gebracht hatte, wo ihre Schwester und die treue Lisi, selber ganz verstört von der nun auch ihnen vermittelten Nachricht, sich liebevoll um sie bemühten, wurde Wilhelm zur nahen Polizeistation gesandt, von der aus man telephonisch bei der Redaktion anfragte, ob Doktor König in dieser Nacht nach 11 Uhr dort gewesen sei.

Der Nachtredakteur beantwortete diese Frage mit Nein. Doktor König sei nur am Morgen des vergangenen Tages auf einige Minuten in der Redaktion erschienen, habe versprochen, das Manuskript des Artikels welcher sich auf die heute stattgehabte Eröffnung der Kunstausstellung beziehe, rechtzeitig abzuliefern, habe aber sein Versprechen nicht gehalten; man wisse nichts von ihm und sei dieser, seiner ersten Unpünktlichkeit halber dem Publikum gegenüber in großer Verlegenheit.

Nachdem sich diese, vom Polizeiamt Hieing schriftlich wiedergegebene Erklärung in Greiners Händen befand, blieb kein Zweifel mehr übrig, daß König einem Verbrechen zum Opfer gefallen war — einem Verbrechen, dessen Phasen ziemlich klar vor den geistigen Augen derer lagen, die von dem Falle überhaupt Kenntniß hatten, und wobei nur das spurlose Verschwinden Königs räthselhaft blieb. —

Die häßliche Morgendämmerung war einem lichtarmen Tage gewichen.

In der Villa Mühlheim herrschte eine peinvolle Stimmung. Die Dienerschaft tuschelte miteinander, Lisi, ganz verweint, huschte, bald dies, bald jenes für ihre bedauernswerthe junge Herrin besorgend, durch das sonst so trauliche Haus. Sogar Erich Mühlheim war ganz verstört und drückte sich, das Herz voll Mitleid, in der Nähe von Lenas Schlafzimmer herum, indem er sich, wenn Edwine oder Lisi zum Vorschein kamen, zu allen möglichen Diensten anbot. Ach! Man konnte ihn zu nichts brauchen, zu nichts anderem wenigstens, als dazu, auch mit zu leiden.

Aber als Edwine es ihm endlich erlaubte, Lena zu sehen, hatte das doch sein Gutes. Die Arme konnte, seit sie aus ihrer Ohnmacht erwacht war, keine Ruhe finden. Wiewohl sie, in der jeder Nerv fieberte, so schwach war, daß sie sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, irrte sie doch unaufhörlich durch das Zimmer, ergriff ganz zwecklos bald diesen, bald jenen Gegenstand, um ihn, wohl auch ohne Bewußtsein ihres Thuns, wieder hinzulegen, starrte mit unnatürlich glänzenden Augen vor sich hin und wurde wiederholt vom Fieber geschüttelt.

So fand Erich die, welche sonst die Verkörperung schönsten seelischen Ebenmaßes war. Eine Weile stand der ganz erschütterte Bursche still an der Thür; er wagte angesichts solchen Leides kaum zu athmen und preßte sich, um nicht laut aufschreien zu müssen, die Nägel ins Fleisch; endlich aber hielt er nimmer an sich, eilte auf Lena zu, umschlang sie und fing bitterlich zu weinen an.

Da war es, als ob sie aus ihrer peinvollen Betäubung erwachte, als ob es ihr erst jetzt ganz klar werde, was da geschehen war. Erich sanft von sich schiebend, schaute sie eine Weile auf sein thränenüberströmtes junges Gesicht, und dann füllten sich auch ihre Augen mit Thränen. Und als Erich laut aufschrie: „O, könnte ich dir helfen, meine liebe, liebe Schwester!" da legte sie ihre Arme auf seine Schultern und weinte laut und bitterlich.

„Gott sei Dank!" sagte Lisi, die mit Edwine Zeugin dieser schmerzlichen Szene war.

Bald danach traf der von Erichs Lehrer gerufene Hausarzt ein. Als er wieder ging, ließ er die Beruhigung zurück, daß der furchtbare Schrecken, in welchen das zarte Mädchen versetzt worden war, höchst wahrscheinlich keine ernsteren Folgen für ihre körperliche Gesundheit haben werde, rieth jedoch ernstlich zu einem sofort vorzunehmenden Ortswechsel.

— — — — — — — — — — — —

Herr v. Mühlheim trat in das Bureau des ihm befreundeten Chefs des Sicherheitsinstituts. Derselbe, Herr v. Eichen hieß er, sah wie so ein gemüthlicher, gesetzter Wiener Bürger aus. Er war jedoch von altem Adel und ein hochgebildeter Mann. Aeußerlich jedoch merkte man, wie gesagt, nichts davon, daß Herr v. Eichen fraglos hoffähig war. In gewissen Kreisen kannte man ihn als urfideles Haus, während die Angehörigen anderer Kreise alle Ursache hatten, seine amtlichen Eigenschaften vollauf zu würdigen, und wieder andere Kreise Grund besaßen, seinen Scharfblick zu fürchten. Herr v. Eichen wurde deshalb einerseits ebensosehr gefürchtet und gehaßt, als er anderseits geliebt und geachtet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Herzogin von Marlborough hat sich bereit erklärt, nach der Scheidung dem Herzoge $100,000 jährlich zu bezahlen, wenn er ihr den Titel läßt. Der Herzog kann demnach nicht länger im Zweifel darüber sein, warum sie ihn heiratete.

* * *

Langes Nachdenken hat den Professor Shaller Mathews zu der Schlußfolgerung gebracht, daß ein Mangel an Liebe für die meisten Ehescheidungen verantwortlich zu machen sei. Mitunter trifft sogar ein Professor den Nagel auf den Kopf.

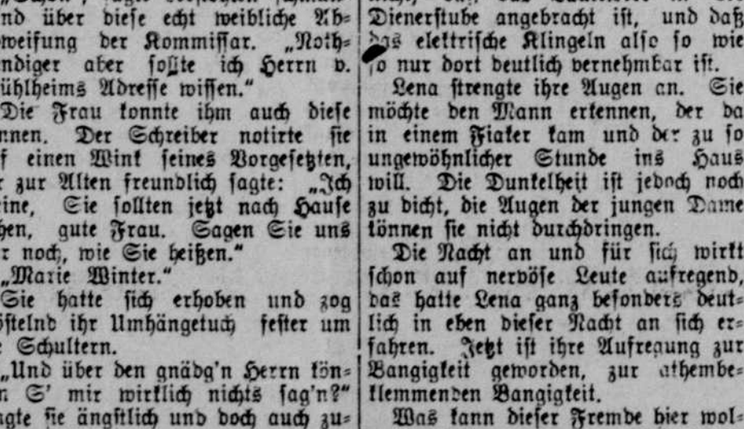
* * *

Männer sprechen oft über die Eitelkeit der Frauen, doch gibt es wenige Männer, die eine Gelegenheit, sich in Gegenwart hübscher Damen von der besten Seite zu zeigen, ungenützt vorübergehen lassen.

* * *

Nur der siegt, der den Gegner über, schätzt und ihn dennoch angreift.

Der schwarze Gratulant.



Frau: „Na, aber Lina, wie sehen Sie denn aus?"
Köchin: „Nee, awer so e Gerl! Und da sagt er, er wollte mir nur zum neuen Jahre gratuliren!"